

dtv

Berlin, 2009. Für die letzte Party des Lebens steht man gern noch einmal Schlange, auch ohne Einladung. Aber irgendwie wird Elsa Helbig schon in das imposante, luxussanierte Gebäude gelangen, das für sie voller Erinnerungen steckt. 1929, bei der Eröffnung des Kaufhauses Jonass, kam sie als uneheliche Tochter einer Verkäuferin auf dem Paktisch der Poststelle zur Welt, bestaunte später die Olympiaringe an seiner Fassade, musste mit ansehen, wie die jüdischen Besitzer die Schaufensterscherben wegkehrten, und starrte nach dem Krieg auf die roten Banner mit den Konterfeis von Marx, Engels, Lenin und Stalin. Dies und noch viel mehr verbindet Elsa mit dem Haus – und mit Bernhard, Sohn des Zimmermanns, der Elsas Mutter bei der Geburt beistand. Bernhard wurde am selben Tag, ja sogar zur selben Stunde wie sie geboren, und sie blieben einander nahe – auch als eine Mauer sie trennte ...

Sybil Volks lebt in Berlin unweit der Torstraße und arbeitet als freie Redakteurin und Autorin. Sie hat zahlreiche Erzählungen und Gedichte veröffentlicht, ihr historischer Berlin-Krimi ›Café Größenwahn‹ war nominiert für den Glauser-Preis 2008 als bestes Krimidebüt. Nach ›Torstraße 1‹ führt ihr dritter Roman ›Wintergäste‹ ([dtv 21699](#)) an die Nordsee – die das Einzige ist, was ihr in Berlin fehlt.

Sybil Volks

Torstraße 1

Roman

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de

Von Sybil Volks
ist bei dtv außerdem erschienen:
Wintergäste (21699)

Bei diesem Roman handelt es sich um einen fiktionalen Text, der sich auf reale Schauplätze bezieht und die wechselvolle Geschichte des Gebäudes in der Torstraße 1 literarisch verarbeitet. Wenngleich sich Romanhandlung und -figuren an den historischen Gegebenheiten orientierten, ist alles hier Fiktion. Ähnlichkeiten zwischen Romanfiguren und lebenden oder verstorbenen Personen – ausgenommen Personen der Zeitgeschichte – sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.



Ungekürzte Ausgabe 2014
5. Auflage 2017
© 2012 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literaturagentur
Swantje Steinbrink, Berlin
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer unter Verwendung von Fotos
von Arcangel Images/Jayne Szekely und Bildarchiv Foto Marburg
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21516-9

Für Anne, mein großes Los

Willkommen, bienvenue, welcome

Berlin, 2009

Elsa geht einen Schritt auf das Tor zu, den Eingang zur Torstraße 1. Hoch ragt das helle Gebäude in den Berliner Himmel, mit einer Reling um das Obergeschoss und geschwungenen Seitenflügeln. Wie immer, wenn sie sich in den achtzig Jahren ihres Lebens dem Haus genähert hat, gerät Elsas Herz aus dem Takt. Mal ist es Neugier gewesen, mal Trauer, Zorn oder Sehnsucht. Jetzt sind es Freude und Furcht. Freude auf diesen Abend, einen warmen, windigen Abend im Juni, an dem die Torstraße 1 nach Jahrzehnten der Besatzung und vielen Jahren Leerstand zu neuem Leben erwacht. Und Furcht, dass man sie heute zur Eröffnung nicht hineinlässt.

Sie hat die Kreuzung gemieden in den letzten Monaten, um sich überraschen zu lassen von diesem Augenblick. Wie würde es aussehen, wenn nach Jahren die Plane abgenommen war, die alle acht Stockwerke verhüllt hatte? Es war immer ein eindrucksvolles Haus, selbst in der Zeit, als die Mauern bröckelten und die Fenster erblindeten. Nun liegt es wie ein Schiff an der Kreuzung zwischen Torstraße und Prenzlauer Allee, bereit zum Ablegen.

Zur Eröffnung drängen sich die Menschen auf dem Platz vor dem Haus. Während Elsa sich Schritt für Schritt auf den Eingang zubewegt, hält sie Ausschau nach einem grauen Haarschopf in der Menge, einem ganz bestimmten, sehr eigenen Kopf. Ob Bernhard irgendwo unter all den Fremden ist? Ob er überhaupt kommen wird? Dann könnten sie hier und heute

miteinander anstoßen – auf ihren und seinen Geburtstag und den Geburtstag dieses Hauses, das zur selben Stunde, als sie beide überstürzt zur Welt kamen, als Kaufhaus eröffnet wurde. Darauf, dass sie alle drei diese irrsinnigen acht Jahrzehnte überlebt haben. Ein Wunder, denkt Elsa, dass niemand von uns in Trümmer gegangen ist.

Sie fühlt nach dem Zettel in der Tasche, den sie für alle Fälle eingesteckt hat. Als Eintrittskarte sozusagen. Auf dem vergilbten Papier steht blau gedruckt: »Passierschein: Genosse/Genossin ... ist berechtigt, ... Paket aus unserem Hause zu nehmen. Datum ... Unterschrift ... Stempel«. Da hat sie sich selbst als Genossin Elsa Jonass eingetragen, mit dem Datum von heute und dem Stempel ihres vor Jahren geschlossenen Fotostudios. Den Passierschein hat sie Bernhard abgeluchst, als dieses Haus noch sein Arbeitsplatz war, während man zwischen sie und das Haus ihrer Kindheit eine Mauer gebaut hatte. Und als die Mauer weg war, hat Bernhard um das Haus lange einen großen Bogen gemacht. Aber jetzt ist es wieder offen, offen für sie beide, und diese Party hier, auch wenn es die Gastgeber nicht wissen, ist die Geburtstagsparty für ihn und sie und ihr Haus. Bernhard muss einfach kommen!

»Nicht einschlafen«, sagt hinter ihr eine Stimme. Elsa macht einen großen Schritt, verliert fast das Gleichgewicht. Die neuen Schuhe haben Absätze, wie sie seit Jahrzehnten keine getragen hat. Für die letzte Party des Lebens kann man noch einmal Schlange stehen, auch wenn die Füße schmerzen. Den Stock hat sie zu Hause gelassen. Auch ihre alte Kamera hat sie wieder aus der Tasche genommen und stattdessen Bleistift und Papier eingesteckt. Sie kann ja, nach jahrelanger Übung, jetzt wieder mit ein paar Strichen festhalten, was sie erinnern möchte. Als die Digitalkameras kamen, hat sie wie früher zu zeichnen begonnen. Sie muss kein Geld mehr verdienen mit der Knipserei.

Neben ihr steht eine junge Frau. Sie trägt Hosen und darüber

eine Art Kleid. »Haben Sie vielleicht noch eine Einladung übrig?«, fragt Elsa. »Für die Einweihungsfeier?«

Einen Moment schaut die Frau sie fragend an. Ein Auge ist halb verdeckt, der Pony verläuft schräg über die Stirn. »Ach, Sie meinen die Club Opening Night?«, sagt sie, und Elsa nickt. »Nein, ich hab leider nur eine Karte.«

Richtig, das Kaufhaus ist jetzt ein Club. Aber man muss es »Klabb« aussprechen wie die junge Frau. Auch das Haus hat, wie Elsa selbst, oft den Namen gewechselt. Kaufhaus Jonass, Reichsjugendführung, Haus der Einheit, jetzt eben Soho House Berlin. Die Namen kamen und gingen mit den wechselnden Besitzern und Machthabern. Selbst die Straße, in der dieses Haus stand, hieß immer wieder anders. Torstraße, Lothringer Straße, Wilhelm-Pieck-Straße und nun wieder Torstraße.

»Soho House Berlin« ist auf die breite Häuserfront projiziert, in buntem Licht; die Buchstaben flackern, biegen und verzerren sich, tanzen und stürzen wie in einem Anfall von Schwindel von der Mauer. Dann kommen sie an einer anderen Stelle wieder über die Hauswand gekrochen. Elsa gefällt das, es passt zu dem Haus. Man denkt, die Vorstellung ist zu Ende, will die Arena verlassen – und eine Leuchtrakete zischt in den Himmel, das ganze Theater geht von vorne los. Na, das ganze hoffentlich nicht, denkt Elsa.

Vor diesem verschlossenen Tor hatte ihre Mutter eines Tages gestanden, mit ihr, der fast Vierjährigen, auf dem Arm. Sie war zur Arbeit im Kaufhaus geeilt und hielt plötzlich im Laufschrift inne. Viele Menschen drängten sich auf dem Platz vor dem Kaufhaus Jonass, doch niemand näherte sich dem quer über das Tor geklebten Plakat. Männer in Stiefeln und Uniformen standen unter dem Plakat und schrien. Gelächter schallte aus der Menge. Sie wollte weg von den brüllenden Männern und strampelte mit den Beinen, doch ihre Mutter rührte sich nicht und presste sie an sich, dass ihr die Luft wegblieb. Sie zog ihre

Mutter an den Haaren und schlug ihr mit der kleinen Faust ins Gesicht. Da drehte sich die Mutter um, weg von dem Tor, weg von dem Plakat, weg von den Gestiefelten, und begann zu rennen. Tränen liefen ihr übers Gesicht. Und Elsa hatte damals gedacht, dass ihre Mutter weinte, weil sie sie geschlagen hatte. Den ganzen Tag hatte sie es gedacht und noch jahrelang.

»Stehen Sie auf der Liste?«

»Auf der Liste?« Elsa schaut auf verschränkte Arme und ein Gesicht, das ihr zu verstehen gibt: bis hierher und nicht weiter.

»Auf der Gästeliste. Einlass nur für Clubmitglieder und geladene Gäste.« Der Blick des Türstehers wandert über ihre weißen Haare, das faltige Gesicht und ihren Mantel, der in etwa so alt sein dürfte wie er selbst.

Elsa umklammert den Passierschein in ihrer Hand. Wenn Sie jetzt das Zauberwort wüsste, das Passwort, das ihr Einlass verschafft. »Ich bin ...«

»Die Lady ist meine Grandma.« Eine Stimme in ihrem Rücken, amerikanischer Akzent. »Also seien Sie besser nett zu ihr.« Elsa wird am Arm gefasst und am Türsteher vorbeigeführt, der sie beide durchlässt und den jungen Amerikaner respektvoll grüßt. Der junge Mann hilft Elsa aus dem Mantel, reicht ihn der Garderobiere, nimmt den Chip entgegen und drückt ihn ihr in die Hand. Er hat graue Augen, ein spöttisches und zugleich herzliches Lächeln, das ihr irgendwie bekannt vorkommt, wie aus ferner, längst vergangener Zeit. Aber woher sollte sie diesen jungen Ami schon kennen?

»Ich bin ... hier geboren, das wollte ich sagen.« Doch der junge Mann ist verschwunden. Elsa spricht in die Luft. »Hier in diesem Haus. Heute vor achtzig Jahren, auf den Tag genau!«

Sie hat das Tor passiert, auch ohne Passierschein. Doch nun, wohin? In der Eingangshalle stehen die Gäste in kleinen Grüppchen beisammen, lauter junge, auf lässige Weise schick gekleide-

te Menschen. Einige haben es sich in einer Ecke in Clubsesseln bequem gemacht, über ihren Köpfen schwebt auf einem großen Bild ein mit schwarzen Strichen gezeichneter Hai. Ob das der berühmte Finanzhai ist, fragt sich Elsa, von dem man in Zeiten der Finanzkrise täglich in den Zeitungen liest? Und ob man unter dem Wappen des Finanzhais wohl rauchen darf? Sonst ist es ja überall verboten neuerdings. Soll sie es riskieren, sich einfach eine anstecken? Lieber nicht, sonst geht bestimmt ein Rauchmelder los. Und die Blicke, die man da erntet. Dabei kann sie nichts dafür, es ist ein Geburtsfehler. Wenn einem eine alte Hexe zur Begrüßung auf Erden Rauch ins Gesicht geblasen hat, noch bevor man Sauerstoff atmen konnte, was soll man erwarten? Hier in diesem Haus ist es gewesen, die rauchende Alte als Hebamme und die Poststelle des Kaufhauses als Kreißsaal. Aus dem Mutterbauch auf den Paktisch, auch so etwas prägt – ihre Leidenschaft für Briefe, Briefkuverts, Briefträger hat sie ihr Leben lang behalten.

Heute will sie ihn endlich finden, den kleinen Raum in diesem riesigen Haus, in dem sie das Licht der Welt erblickt hat. Wird wohl Neonlicht gewesen sein. Gab's das damals schon, Neonlicht? Ihre Mutter hat ihr die Poststelle nie gezeigt, solange sie als Verkäuferin im Jonass arbeitete und Elsa als Kind dort ein und aus gehen und nach Ladenschluss mit Bernhard zwischen Kleiderständern und Möbeln herumtoben und spielen durfte. Bevor die Hitlerjungen und -mädel kamen.

Doch nicht nur sie, auch Bernhard hat etwas zu suchen in diesem Haus, das sein Vater mitgebaut hat. Ein Zeichen hat er hinterlassen, das seinen Sohn betraf, und sein Leben lang ein Geheimnis daraus gemacht. Und Bernhard hat sein halbes Leben lang danach gesucht, immer wieder, während seiner Arbeit hier im Institut. Wenn er es noch finden wollte, war heute vielleicht seine letzte Chance.

Dann ist da noch dieser eine Raum zwischen all den Räu-

men, von dem sie nicht weiß, ob sie ihn suchen soll und finden möchte. Den einen Raum in diesem Haus, der Bernhards und ihr Raum war auf eine ganz besondere Weise. Wenn sie die Augen schließt, sieht sie zuerst die Schreibmaschine auf dem Tisch, die Schreibmaschine mit kyrillischen Buchstaben. Regale voller Bücher, den abgedunkelten Katalograum, den Staub, der im Sonnenstrahl flirrte, der auf Bernhards damals noch braunes Haar fiel. Noch jetzt, nach einem halben Jahrhundert, wird ihr schwindlig bei den Bildern, die auf die Bücherrücken und den Sonnenstrahl folgen.

Sie beschließt, Bernhard im ganzen Gebäude zu suchen. Vor den Aufzügen stauen sich die Wartenden, doch im Treppenhaus ist sie allein. Sie fängt ganz unten im Untergeschoss an und schaut in alle Räume. Im Kinosaal laufen Filme über die Clubs in Soho und Manhattan, die dem Soho House Berlin Pate gestanden haben. »In the Mood for Life« heißt das Filmprogramm, Englisch ohne Untertitel. Nichts für Bernhard. Aber das Kino ist schön, rote Samtvorhänge und breite Plüschessel, in denen die Zuschauer versinken, während die Bilder über die Leinwand flackern. Und in der Ecke, sie traut ihren Augen kaum, steht ein alter Popcornautomat. Genau so ein Popcornautomat, wie sie ihn damals in der Femina-Bar betrachtet hat, bis ein GI kam und ihr eine knisternde Tüte in die Hand drückte.

Am Eingang zum Wellnessbereich erklärt man ihr, dass der Aufenthalt nur Clubmitgliedern gestattet sei. Also ebenfalls kein Ort für Bernhard. Da erst kommt ihr der Gedanke, und einen Moment knicken ihr die Knie ein, sodass sie sich an der Theke festhalten muss – vielleicht lassen sie Bernhard gar nicht hinein! Offiziell eingeladen war er ja nicht. Vermutlich hatte es Bernhard gekränkt, dass man Leute wie ihn nicht einlud, die jahrzehntelang hier gearbeitet hatten, Zeitzeugen einer Geschichte, die man womöglich lieber vergessen wollte.

Schritt für Schritt und Stufe für Stufe macht sie sich an den

langen Aufstieg bis zur Dachterrasse. Im zweiten Stock hält sie einen Moment inne. Es kann doch nicht sein, dass noch ein Geruch von damals in den Räumen hängt, ein Geruch nach Möbelpolitur und Holz, Rasierwasser und Papier? Hier hatten Heinrich Grünberg und seine leitenden Angestellten ihre Kontore, mit wuchtigen, dunklen Tischen, gekrönt von blitzenden Schreibmaschinen. Zitternd vor Erwartung hatte sie, kaum bis zur Tischkante reichend, auf das Klingeln gewartet, das Klingeln am Ende der Zeile.

Später ist in Direktor Grünbergs Büro, den halbrunden Raum mit holzgetäfelter Decke, das Politbüro eingezogen, das sich nun in die Bar Politbüro verwandeln soll, wie der Schriftzug über dem Eingang verrät. In der Mitte des Raums unter dem Stern der Neonleuchten stehen ein paar Leute im Kreis und drehen Sektgläser in den Händen. Zwei junge Männer lehnen lässig an den Einbauschränken, in denen sich früher Zeitschriften und Akten stapelten, Sitzungsprotokolle des Zentralkomitees der SED. Einer der beiden Männer zeigt auf die gegenüberliegende Wand. Der andere fasst nach dessen Hand und ruft: »Aber doch kein Bild, *chéri*, das ruiniert ja die ganze Aura!«

Elsa muss lachen. Mehrere Köpfe wenden sich ihr zu. »Warum denn kein Bild?«, fragt Elsa. »Irgendwo steht hier bestimmt noch ein schickes Porträt von Wilhelm Pieck im Besenschrank.« Als sie hinausgeht, hört sie jemanden sagen: »Du, das ist eine geniale Idee von der Alten!«

Wo jetzt die Offices sind, die Lofts und Lounges, waren nach Kaufhauskontoren und Hitlerjugend die Büros von Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und anderen SED-Größen eingezogen. Da war sie nicht mehr ins Haus hineingekommen, aber Bernhard umso öfter. Jahrzehntlang ging er hier ein und aus, und heute Abend, wo sie ihn braucht, wo ist er? Sie sehnt sich mit jeder Minute mehr nach Bernhards klugen Augen und seinem dichten grauen Haarschopf.

Auf einmal wird ihr klar, dass es in diesem Trubel nur einen Ort gibt, wo sie ihn finden kann. Wenn er mit seiner Scheu vor Menschenmengen es irgendwo aushielt, dann auf der Dachterrasse, wo man die Augen in die Ferne schweifen lassen kann unter einem freien Himmel. Und womöglich, mit viel Glück, eine rauchen. Sie geht zurück ins Treppenhaus und macht sich an den Aufstieg. Vielleicht ist Bernhard da oben. Und sie zieht es auch dorthin, auf das Dach dieses Hauses. Ganz spürbar zieht es in ihrer Brust.

Auch damals, im Juni 1929, hatte das Gebäude schon eine Dachterrasse, mit einem Dachgartenrestaurant, und zur Eröffnung des Kaufhauses Jonass knallten die Sektkorken in den Himmel. Vielleicht hatte sie das Korckenknallen, das Sprudeln der Sektfontänen und das Gelächter missverstanden im Bauch ihrer Mutter. Hatte hinter der Bauchdecke gedacht, der ganze Trubel gelte ihrer Ankunft auf Erden.

Über diesen Tag und über ihren richtigen, ihren unbekanntem Vater wird sie nie mehr erfahren als das, was Vicky auf Band gesprochen hat kurz vor ihrem Tod, stockend erst und dann hastiger, vom Ende aufgerollt bis zum Anfang, die Geschichte von Vicky und Harry und ihrer eigenen Geburt. Inzwischen hat es sich vermischt – das, was ihre Mutter erzählt, und das, was sie nicht erzählt hat, bis zum bitteren Ende nicht, und womit sie selbst sich die Pausen und Lücken ausgemalt hat. Nun lässt sich das Ganze nicht mehr entwirren. Was ist echt, was ist später hinzugefügt, was retuschiert und was niemals wahr gewesen? So ist es nun mal mit den Geschichten, sagt sich Elsa und macht einen weiteren Schritt auf dem Weg Richtung Dachterrasse und Himmel. Und damit, so hofft sie, einen Schritt Richtung Bernhard.



Die letzten Meter bis zum Eingang läuft er rückwärts. Wie er es in der Rehaklinik nach dem Herzinfarkt gelernt hat, rückwärtszulaufen. Eine gute Art, sich wegzubewegen, hat er damals gedacht. Man sieht genau, was man hinter sich lässt. Und nichts von dem, denkt er jetzt, was ich vor mir habe.

Vorsichtig setzt Bernhard Schritt für Schritt. »Rückwärts und sich vergessen«, summt er. Um diese Straßenecke hat er in den vergangenen Monaten meist einen großen Bogen gemacht. Wenn er es richtig bedenkt, schlägt er seit fast zwanzig Jahren Haken, um hier nicht entlangzugehen. Die Torstraße 1 ist mit zu vielen Erinnerungen verbunden. Guten und schlechten. Aber als das Haus nach so vielen Jahren Leerstand eingerüstet worden ist, wollte er plötzlich, dass alles blieb und nichts sich änderte. Es gefiel ihm nicht, dass aus seinem und Elsas Haus jetzt etwas ganz anderes werden sollte.

Vielleicht hat das etwas mit dem Altwerden zu tun. In den vergangenen Wochen hat er oft davon geträumt, wieder in das Institut zu gehen. So wie er es viele Jahre lang getan hatte. Jahre, in denen er zwischen der Redaktion seiner Zeitung und dem Institut hier im Haus gependelt war. Mit einer schweinsledernen Aktentasche in der Hand, in der sich tatsächlich immer Akten befanden. Und bis zum Ende seines Arbeitslebens hatte die Tasche eine eingedellte Brotbüchse aus Aluminium mit selbst geschmierten Stullen enthalten. Sein Körper steckte an jedem dieser Tage in einem Anzug, der nie wirklich gut saß.

Immer ist er aufgewacht aus seinen Träumen, kurz vor dem Ziel, die graubraune Fassade mit den vielen Fensterreihen schon in Sicht. Jedes Mal blieb er stecken auf seinem Weg. Jedes Mal war er umgekehrt vor dem Eingang des Instituts und hatte die Flucht ergriffen.

Doch vorgestern Nacht hat er nicht vom Institut, sondern vom Kaufhaus Jonass geträumt. Ist wieder ein kleiner Junge gewesen und mit Elsa durch die Etagen gelaufen, um Verstecken

zu spielen. Weiße Wochen waren im Kaufhaus, Lichtgirlanden hingen von der Decke, die ganze Halle ein Glitzern und Funkeln. Elsa und er hockten hinter weißen Wäschebergen oder drapierten sich in meterlange Gardinen. Wie in einer Schneehöhle saß er in seinem Versteck unterm Tisch, hinter dem weißen Stoff, der bis zum Boden reichte. Schön warm war es hier, er hatte es nicht eilig, von Elsa gefunden zu werden. Doch dann hörte er Elsas Stimme, die nach ihm rief. Sie näherte, wieder entfernte und leiser wurde, immer leiser, bis sie kaum noch hörbar war.

Dieser Traum hat den Ausschlag gegeben, heute hierherzukommen. Dabei hat er noch vor ein paar Wochen zu Elsa am Telefon gesagt, er werde auf keinen Fall kommen. Er schaffe es einfach nicht. Hat es mit seinem Herzen begründet. »Was ja keine Lüge ist«, sagt er laut und erntet einen amüsierten Blick von einer jungen Frau, die an ihm vorbeigeht. Vorwärts natürlich. »Lass uns zusammen hingehen, Bernhard«, hat Elsa gesagt, »es bleibt doch trotzdem unser Haus.« Das hat sie sich all die Jahre nicht abgewöhnt, »unser Haus« zu sagen, konnte es genauso wenig lassen wie das Rauchen. Jetzt, wo er daran denkt, sehnt er sich nach Elsa. Er hätte sich nicht einfach tot stellen dürfen. Nun will er nichts mehr, als Elsa wiedersehen. Er greift in die Tasche seines Jacketts und fühlt nach dem kleinen Päckchen.

Bernhard dreht sich im Gehen um, schaut nun wie alle anderen nach vorne und hebt den Blick. »Soho House Berlin«, murmelt er und starrt auf die frisch renovierte Fassade, über die in hektischer Betriebsamkeit Leuchtbuchstaben tanzen. Mal sehen, ob die mehr Glück haben als all ihre Vorgänger. Er reiht sich ein in die Warteschlange vor dem Eingang.

»Ein Restaurant wollen sie hineinbauen«, sagt der junge Mann vor ihm zu seiner Begleiterin, »ein italienisches. Da dürfen dann alle rein. Aber der Rest bleibt zum Glück *members only*.«

Da ist Bernhard aber froh und erleichtert, dass auch Leute wie er hier zum Italiener dürfen. Denn er mag Pasta und liebt

Pesto, aber es macht ihm keinen großen Spaß, für sich allein zu kochen. Anders war es, als er noch für zwei gekocht hat, für sich und Elisa. Seine Elisa, deren Name so ähnlich klang wie Elsa. Inzwischen ist auch Elisa Geschichte. »Komm endlich hier an, Bernhard«, hat sie gesagt. »Die Vergangenheit ist vorbei und der Sozialismus untergegangen.« Als ob er das nicht wüsste. Aber wo soll man hin mit vierzig Jahren Leben? Hat noch keiner das passende Skalpell erfunden, um die einfach aus dem Kopf zu schneiden. Obwohl, denkt er, eine Menge Leute scheinen es ja hingekriegt zu haben. Vielleicht sollte ich die mal fragen. Vielleicht ist von denen sogar heute jemand hier.

Bernhard ist innerlich wieder nach Rückwärtsgang zumute. Doch wenn Elsa kommt, sagt er sich, kann alles noch gut werden. Vielleicht können wir uns zusammen ein bisschen lustig machen über diese Ansammlung von feinem Tuch und Designerturnschuhen. Turnschuhe heißen die natürlich nicht, es turnt ja auch heute niemand mehr. Das neue Wort fällt ihm jetzt nicht ein. Immerhin, er kommt sich nicht unpassend gekleidet vor. Dafür hat Luise gesorgt. »Vater«, hat sie gesagt, »wenn ich dir eine Einladung für die Eröffnungsparty beschaffe, gehen wir vorher einkaufen. Du brauchst einen Anzug und Schuhe.« Ein Jackett hatte er zuletzt getragen, als sie in diesem Gebäude das Institut abgewickelt haben. Fast auf den Tag genau vor siebzehn Jahren. Er hat niemanden wiedergesehen seit diesem letzten Tag.

Und heute, an seinem achtzigsten Geburtstag, betritt er es also wieder, das Institut, aus dem ein Privatclub geworden ist. War mit seiner Tochter einen neuen Anzug und Schuhe kaufen gegangen, um an die Einladung zu kommen, obwohl er noch nicht einmal wusste, ob er zur Party gehen wollte. Er musste zugeben, dass dies der erste Anzug seines Lebens war, der wirklich passte. »Jetzt, wo es nicht mehr wichtig ist«, hat er draußen zu Luise gesagt, »habe ich plötzlich einen Arsch in der Hose.«

Endlich ist Bernhard am Eingang angekommen. Er fischt die Einladung für die Eröffnungsparty aus der Innentasche seines Jacketts – Luise hat Wort gehalten – und wird anstandslos durchgelassen. Drinnen scheint die Party schon in vollem Gange, obwohl draußen noch so viele Menschen stehen. Er dreht sich einmal vorsichtig im Kreis und bleibt stehen, weil er Elsa entdeckt hat. Doch die weißhaarige Frau, die er im Augenwinkel zu sehen geglaubt hat, entpuppt sich als eine Weißblonde.

Bernhard schaut sich noch einmal um. Rohe Wände, an denen abstrakte Bilder hängen, unverputzte Säulen, der provisorisch wirkende Empfangstresen. Eine lange rote Couch, sicher eine Extraanfertigung zu extraordinärem Preis. Nicht übel, wie sie da steht, als wäre es im Sinne der Betreiber, wenn sich hier zehn Leute nebeneinander niederließen, um ein wenig zu plaudern. Sehr schick und modern alles, aber wo war das alte Haus geblieben? Ob es seinem Vater heute hier gefallen würde? Wilhelm war immer so stolz darauf gewesen, an diesem Haus mitgebaut zu haben.

Sein Vater war in sein Kaufhaus Jonass verliebt, das seiner Ansicht nach nur zu einem Zweck gebaut war: Im Jonass konnten sich Menschen mit nicht allzu viel Geld ihre kleinen und größeren Wünsche erfüllen. Sie betreten das Kaufhaus und werden verzaubert, so hatte es Wilhelm immer beschrieben. Und hatte gelitten wie ein Hund, als die Nazis aus dem Kaufhaus heraus die reichsdeutsche Jugend führten und verführten. Auch als die SED einzog und später das Institut für Marxismus-Leninismus, haderte der Vater mit den Dingen. Das sei ein Kaufhaus, hatte er manchmal gesagt. Er sei für die neuen Zeiten und habe lange für sie gekämpft. Aber es wäre doch schön, wenn Jonass ein Kaufhaus geblieben wäre. Seinetwegen ein sozialistisches. Dabei schwang Vorwurf in seiner Stimme, als sei sein Sohn mitverantwortlich für das falsche Leben, das sein Haus Jonass führte.

Sein Leben lang hatte er später seinem Sohn beschrieben, wie prächtig die Verkaufsräume und Kontore geworden waren, wie herrlich das Dachgartenrestaurant und wie weit der Blick von der Dachterrasse reichte. »Unendlich weit, Bernhard«, hatte er dann immer gesagt und mit beiden Armen einen Kreis in die Luft gemalt. »Die ganze Stadt liegt einem zu Füßen. Man müsste fliegen können.«

Wenn es ums Jonass ging, konnte Wilhelm romantisch werden. Aber er, Bernhard, mochte am meisten den dramatischen Teil der Erzählung. »Jetzt die Geschichte mit dem Unfall, Vater«, hatte er immer gebettelt, wenn der sich zu sehr im Traum vom Fliegen verlor. »Und dann die Geschichte mit der Geburt.«

Himmel auf Pump

Elsa, 1929 bis 1933

»Heute Eröffnung!«, verkündet ein Plakat unter dem großen Schriftzug JONASS & CO. Auf dem Dach flattern bunte Fähnchen im Wind. Der Baulärm, der noch bis vor Kurzem über die Kreuzung hallte, ist verstummt. Nun summt und brummt es im Innern des Kaufhauses hinter dem verschlossenen Tor.

In der weiten Eingangshalle laufen Lieferanten, Dekorateure, Verkäuferinnen durcheinander, zwischen ihnen kreuzen die Inhaber von einem Schauplatz zum nächsten. Heinrich Grünberg dirigiert Menschen mit Kisten und Kästen durch den Saal, die Lampen gehören in diese Ecke, nein, nicht zu den Uhren, Herrgottnochmal, und die Lederwaren auf die Tische im Seitenflügel rechts, bitte! Er legt gerade beim Aufbau eines Ausstellungstisches mit Hand an, als ein Fotograf und ein Journalist auf ihn zustürzen. Grünberg klopf die Hände an der Hose ab und begrüßt die Herren von der Presse. »Sie sind zu früh dran, meine Herren, kommen Sie doch bitte heute Abend wieder.« Dann winkt er eine Frau in grauem Kostüm herbei. »Frau Kurz, setzen Sie die beiden auf die Gästeliste!«

Alice Grünberg umkreist die Tafel in der Mitte der Halle, die sich unter Porzellan und Kristallgläsern zu biegen scheint. Sie nimmt einem Mädchen mit rotfleckigen Wangen die Serviette aus der Hand, faltet sie in Windeseile zu einem Fächer und setzt ihn auf den Teller. So geht das! Hinter dem Rücken seiner Mutter wirft Harry Grünberg dem Mädchen eine Kuschhand zu, worauf ihre Wangen noch röter werden. Pfeifend läuft er durch